Heft 3. Februar 1908.

Die Beigabe

zu den

Monatsberichten der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität Berlin.

Alle Zuschriften sind an die Adresse des verantwortlich Zeichnenden zu richten.

Inhalt:

An unsere Leser!

Mit diesem Heft schliesst unser erster Jahrgang. Das Interesse, das dem neuen Unternehmen entgegengebracht worden ist, war zu gering, um uns zu veranlassen, mehr als drei Nummern während dieses Jahres herauszugeben, war aber gross genug, um uns zu weiteren Veröffentlichungen zu ermutigen.

Wir beabsichtigen auch in Zukunft einen Gedankenaustausch unter den Intellektuellen der Studentenschaft herbeizuführen. Jedweder junge Akademiker, der glaubt, etwas Neues sagen zu müssen, soll es in der „Beigabe“ sagen können. Ausser der engen Fachkunde werden wir jedes Gebiet des Nachdenkens berücksichtigen, ausser der seichten Plauderei jede Form der Darstellung. Die sogenannte Studentenpolitik werden wir nicht in irgend einem Parteisinne, sondern von höheren sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus behandeln.

Dies alles berechtigt uns zu der Hoffnung, dass auch künftighin die Beigabe sich der Mitarbeit aus allen akademischen Kreisen erfreut.

Die Redaktions-Kommission der Beigabe.
I. A. Dr. Curt Calmon
W. 50, Nürnbergerstr. 69a.

Zum soziologischen Problem der Gleichwertigkeit.

Ein Jahrhundert exakter Forschung, logisch-systematischer Arbeit hat den Geschmack unseres philosophischen Denkens modifiziert, es hat auf diesem Wege die Betrachtungsweise zur Lösung vieler Fragen gegeben, die damit dem Kreise der Spekulation der Schwärmer, Utopisten und Kommunisten entrückt und als diskutierbare Theorien gleichwertig neben die bestfundierten Wissenschaften gestellt wurden.

Das Problem der sozialen Gleichberechtigung, besser gesagt Gleichwertigkeit aller, liesse sich allerdings von vielen Standpunkten behandeln; doch was hinter uns liegt, ist ein exhauriertes Gebiet, dessen grosse Gedanken vielfach ohne strenge Beobachtung der Tatsachen entstanden und daher nicht immer zutreffend sind, dessen anderer Teil aber geschaffen war, Bestehendes zu erhalten, Gegebenes zu rechtfertigen, Vorhandenes zu festigen: also Tendenzwissenschaft.

Die Prinzipien der modernen Betrachtung des Gleichstellungsproblems sind die biologischen. Zwei gewaltige Theoreme beherrschen dieselbe, und zwar der Satz von der fortschreitenden Differenzierung und der Kontinuität; speziell hier angewendet heissen sie: Arbeitsteilung und Deszendenz. Auf den ersten Blick muss es scheinen, dass sie beide gegen die Egalität sprechen, und diese Deutung fanden vorschnelle Ausleger in ihrer kurzsichtigen Weisheit zu allererst. Nach denen sollte das zweite Gesetz dartun, dass die Reihe der Generationen in gleicher Richtung Veränderungen zeige, derart, dass sich Abnahme gewisser Fähigkeiten in Familien einstelle, wenn diese Qualitäten — durch Nichtübung ihrer physiologischen Centra — brach lägen; so etwa müsste konsequent die Denkfähigkeit, und zwar nicht die spezifische des betrachteten Individuums, sondern die natürliche Veranlagung der Familie, die absolute Möglichkeit der Erlangung einer gewissen Stufe, bei den manuell arbeitenden Deszendenten eines Handwerkers abnehmen und seine Nachkommenschaft für immer zur Ausübung einer etwa hoch qualifizierten Denkbarkeit minder tauglich werden; und zwar solange wohl, bis Generationen durch langsam ansteigende geistige Beschäftigung die Intelligenz ihrer Reihe wieder hinaufgezeugt hätten, und

umgekehrt. Dies ist die Weisheit der Privilegierten seit Urzeiten, darin liegt die Berechtigung für die Erblichkeit der siebenzackigen Krone und der siebenstelligen Summen. Dies ist individualistische, anders gesagt egoistische Darstellung, die keinerlei Gedanken für die ungeheuere Summe an Kraft und Denken, Fühlen und Fähigkeit jener Masse hat, die sie die misera plebs nennen.

Was den ersten Satz betrifft, so liegt dem ähnliche Philosophie — wahrlich nicht voraussetzungslose Wissenschaft — zugrunde. Dieses Prinzip vergleicht die Entwicklung einer betrachteten Zahl von Menschen etwa mit einem Zellenhaufen, wo nach hunderten Generationen, nach tausenden vielleicht, einige durch ihre Lage oder andere, äussere Unterschiede, gegenüber den übrigen besondere Fähigkeiten gewinnen oder verlieren, so dass endlich aus dem Komplex gleichfunktionierender Teile ein Organismus wird; dieser Vorgang spielt sich natürlich mit Unterstützung der Vererbung ab, indem noch sehr kleine, im Laufe des Lebens eines Individuums eingetretene Veränderungen an die Nachkommenschaft weitergegeben werden. Die soziale Arbeitsteilung und Vererbung gehorcht nun in ihren grossen Linien sicherlich dem gleichen Gesetze, aber dieser Vorgang liesse sich kaum rein und klar darstellen. Der Naturforscher wird unter den Zellen, die er beobachtet, nur einige finden, die seiner Theorie genau folgen und nur dann, wenn er diese gezwungen hat, dem von ihm vorgeschriebenen Weg zu folgen, wenn er sie etwa isoliert und bestimmten Lebensbedingungen unterworfen hat. Welcher Soziologe vermöchte dies? Wer könnte über eine Gesellschaft verfügen, wie ein Experimentator über Bazillusstämme und gar, wer vermöchte jenen langen Zeitläufen, die das Studium beim Menschen brauchte, als Zuschauer zu folgen? Nur wenige Beispiele wären zu finden: der rasch wirkende Alkohol und die gleich schnellen Krankheiten, die aber, wenn fortgesetzt, zur vollen Extinktion der Deszendenz führen, sei es durch vorzeitigen Tod der Individuen oder Sterilität derselben. Der Wert historischer Beispiele ist ungewiss. Das Schicksal des Einzelnen mit seiner Eltern- und Kinderreihe lässt sich nicht übersehen, besonders wegen der grossen Zahl der Beeinflussungen durch die Einführung verschiedener Qualitäten mit jedem Elternpaare; jeder Vater, jede Mutter übt einen Einfluss auf das Kind und alle folgenden Individuen und trägt damit die Ergebnisse der wechselreichen Geschichte seiner Ahnen in Eines zusammen, und so verschieden untereinander sind die Komponenten und so zahlreich für jeden Einzelfall, so gleich hingegen in ihrer Gesamtheit, wenn man den Werdegang verschiedener Familien mit einander betrachtet, dass die Resultanten gleich sind. Das folgt aus der mathematischen Betrachtung: viele Grössen haben, jede für sich, unendlich viele Komponenten, von denen keine bevorzugt ist: die Resultierenden müssen dann gleich sein.

Diese Ausführung zeigt, wie der Prozess der Arbeitsteilung beim Menschen als direkt und physiologisch differenzierend nicht in Betracht kommt; denn nur durch Umsetzung der erst äusserlichen Funktionsverschiedenheit in innere, d. h. Organsänderung, könnte Arbeitsteilung natürliche Klassen bilden. Aber das wäre erst durch sehr lange fortgesetzte Steigerung der minimalen Beiträge jeder einzelnen Generation zu erzielen, was wieder wegen der Kreuzungen und Nichtkonstanz der äusseren Bedingungen — also der betreffenden Teilarbeit des bewirkenden Momentes! — unmöglich ist.

Sprechen wir noch spezieller über diese Zuchtwahl beim Menschen nach dem Arbeitsteilungsprinzip, so müssen wir besonders betonen, dass die physiologische und biologische Bedeutung unserer Kulturarbeit überhaupt noch gar nicht klar ist; was leisten wir mit unserer Arbeit für die Gesamtwelt, hat unsere Kultur und Technik einen Einfluss auf das Lebendige und Starre auf dieser Erde? Ist dieser nicht so klein, dass jede untergeordnete Frage eo ipso verschwindet? Ist das kleine Treiben unserer Menschheit, das wir Arbeit nennen, ein wesentlicher Teil des organischen Gesamtgeschehens, jenes tiefdunklen Webens und Werdens, von dem wir nie alles wissen können, und hat es mit Teil an dessen Gesetzen? —

Die Wirksamkeit der Züchtung besteht nun in der Gewöhnung resp. im Gegensatze, in der Entwöhnung, vom Individuum auf den Stamm übertragen. Aber eine allgemeine Tatsache wird übersehen, wie überhaupt dieses Kapitel wie kein anderes der Wissenschaft mehr reich ist am Uebersehen der offenkundigsten Dinge. Die steigende Reihe der Fähigkeiten wird durchaus nicht immer beibehalten, besonders sind die Deszendenten nach einer stark oder gar sprungweise gesteigerten Form oft weit hinter manchen Aszendenten derselben inbezug auf das betrachtete Moment zurück. Das Entwicklungsgesetz gilt überhaupt nur für grosse Zahlen, für Massen und lange Zeiten. Es ist nicht anwendbar für die Einzelfälle und kurzen Zeiträume. Der scheinbar bedrohliche Ausblick auf die Entwicklungsfähigkeit, besser — Unfähigkeit der Masse ergab sich aber aus dem Hinweis auf vermeintliche spezifische Schädigungen durch Lebensweise dieser bedürftigen Klassen, auf besondere Erkrankungen und typische Degenerationsursachen: Alkohol, Tuberkulose, Unterernährung. Die Einwürfe dieser Facta als solche sind vollauf berechtigt und lassen keine Widerlegung zu; denn sie sind rasch wirkend, d. h. in wenigen Generationen mächtig ansteigend, erzeugen die kritischen physiologischen Veränderungen und vermindern den Wert und die Fähigkeiten des Individuums und seines Stammes. Aber, soweit sie nicht schon an und für sich Tod oder Unfruchtbarkeit zur raschen Folge haben, verlieren sie doch ihre Bedeutung als Argument gegen die Behauptung der Vollwertigkeit der Massen, weil ihnen äquivalente, ja stärkere Einwürfe gegenüber stehen.

Der Alkohol wütet in allen Klassen; statt der Tuberkulose finden wir verschiedene neuropathische Zustände in den höheren Ständen, und deren Verbreitung ist bei weitem der der Tuberkulose voraus; endlich steht der Unterernährung egal die Ueberernährung mit dem Heere der Verdauungskrankheiten gegenüber! — Damit glaube ich durch möglichst detaillierte Besprechung jene widerlegt zu haben, welche die gefährlichsten Waffen, die falsch gedeuteten Zeichen der Wissenschaft gegen die Gleichwertigkeitslehre der Menschen gerichtet haben. Je mehr die Sozialwissenschaften — ganz allgemein gesagt — die Bahnen exakter Forschung wandeln von der „Politik" über Nationalökonomie zur Biologie und von hier etwa zu einer Lehre von den Massenwirkungen, den rationellen Bestimmungen der Zusammenwirkung unendlich vieler Komponenten in einer hier geeigneten Form, desto mehr wird die richtige Anwendung der beiden hier genannten Prinzipien zur Geltung kommen. Sie sind für die Gesellschaft Zweckmässigkeitsprinzipien. und dies geschieht durch Erzielung der breiten Basis, der Verbreitung und Allgemeinheit aller Errungenschaften.

Der Einzelne kann sich nur um weniges, sehr geringes über seine Grundlagen erheben: aus dem Schosse der Allgemeinheit werden jene geboren, die das Uebernommene vergrössern können, und nur dann können diese fortschaffen, wenn ihre Grundlage schon hoch war. Die grosse Zahl mit ihrer grossen Kreuzungs- id est Kombinationsmöglichkeit und der geringeren Gefahr des Degenerierens durch Inzucht — hier sind rasch und physiologisch wirkende Momente gemeint — kann allein die Wahrscheinlichkeit beanspruchen, unter vielem das Grosse zu erzielen und, was noch mehr bedeutet, was ihr selbst konform ist; nicht die aparte Bildung ist das Nützliche, im Wesen der Fortentwicklung liegende, nicht der tote Seitenarm, sondern der Strom selbst, die Funktion selbst. Der Repräsentant, aus den Eigenschaften der grossen Zahl gebildet, wird, wenn er einmal ein hoher Vertreter der Art und ihrer Fähigkeiten ist, sie im Sinne jener noch unerforschten biologischen Aufgabe unserer Art fördern und erhöhen: menschliche Kulturarbeit vereint, identifiziert mit der spezifischen biologischen Funktion der höchsten tierischen Art.

Rudolf Tandler.

Aus den Gesprächen vom lachenden Leben.

[Trägt sich natürlich in einem westlichen Caféhaus zu und ist aus dem Zusammenhang gerissen. Die beiden Kontrahenten heissen Balduin und Fred; weder der eine noch der andere, meine Herren, ist mit dem Autor zu identifizieren. Der Autor vielmehr war lediglich Zuhörer; zwischen jungen Offizieren, älteren Demimondänen, reichlicher Bourgeoisie und einigen Pascin-Typen, sah er die beiden jungen Leute sitzen, an einem mit Bleistiftporträts bedeckten Marmortischchen, und eifrig diskutieren; er empfand, dass Balduin Naturforscher sein müsse (oder so): denn seine Geberden waren zeitweise leidenschaftlich; — Fred dagegen eine Art Litteratus: denn er hatte den bekannten suffisanten Zug um die Mundwinkel. Der Autor, mit psychologischen Interessen und vorzüglichen Ohren ausgestattet, setzte sich heimlich in ihre Nähe, belauschte sie und hatte es leicht, unparteiisch zu bleiben, da beide jungen Leute sich über die Massen von jener goldnen Mittelstrasse entfernten, welche allein — darüber sind wir uns ja alle einig — zu gesunden staatsbürgerlichen Zielen führen kann. Er hörte folgende Reden:]

Balduin: Schilt mir doch nicht die Klarheitsucher; denn Wert ist in ihren Werten.

Fred: Sie mögen suchen, soviel sie wollen. Aber die Kreise der Kunst sollen sie nicht stören. Sie sollen einsehen, dass Erkennenwollen und Kunstwerkeschaffen zweierlei ist, dass der Malerei beispielshalber andere Ziele gesteckt sind, als den Agnostizismus darzustellen. Man tanzt Beethoven, bringt das Bürgerliche Gesetzbuch in Verse, vertont die Idee des Uebermenschen und wird nächstens Cohens „Ethik des reinen Willens" aus dem Marmor hauen. Ist das Kultur, mein Lieber? Lass dir gesagt sein: Agrikultur ist es! Denn es ist schleimig und verwischt die guten Grenzen. Besonders enervierend wirkt, wie gesagt, das Malen von Essays und Philosophemen. Es war schrecklich gestern. Aber als ich die Ausstellung verliess, da fiel mein Blick auf eine unscheinbare Bluette mit dem Effekt sehr raffinierter Ansichtskarten, irgend eine Szene amerikanischen Strandlebens, ein paar Farbenflecke, japanesk hingesetzt: hundert Quadratmeter monumentaler Allegorik, hundert Quadratmeter Pinselstriche, bei denen man sich etwas „denken" kann, gäbe ich mit Kusshand hin für dieses eine Blättchen meines Whistler.

Balduin: Grässlich, wie du einem mit Namen ins Gesicht springst; es gibt gewisse Herrchen, die sagen „van Gogh" oder sagen „Félicien Rops" und glauben dann sehr zivilisiert zu sein. Uebrigens kenne ich die Gemälde nicht, kann also zu deiner Kritik keine Stellung nehmen.

Fred: Dann hast du geringen Sinn, ländlicher Balduin, für die Reize des Gespräches. Ich wenigstens rede mit Vorliebe über Dinge, die ich nicht kenne. Ich hasse es, über Bücher, Menschen, Institutionen zu sprechen, mit denen ich vertraut bin; denn nichts ist mir widerwärtiger, als mich mit meinen eignen Ideen zu langweilen und mir selber meine Kenntnisse vorzutragen.

Balduin: Aber du trägst sie doch am Ende den Andern vor; man versucht doch immer, sich sozusagen Proselyten zu machen.

Fred: Ich nicht! In dieser Hinsicht resignierte ich längst. Ich bin dahintergekommen, dass die meisten Menschen, was sie nicht kapieren, für Blödsinn halten; dass sie aber nur das kapieren, was ihnen nicht mehr neu ist; folglich äussert man stets ihrer Meinung nach — entweder Blech oder Gemeinplätze! Der Propaganda-Instinkt gehört zu den Naturtrieben, die ein kluger Mann in sich ertöten soll.

Balduin: Ich verabscheue deine Paradoxe; sie blenden nur; sie führen zu nichts.

Fred: O doch! Sie führen zu äusserst subtilen Genüssen. Dein Hirn mag darauf allerdings nicht geaicht sein; denn jenseits aller trockenen Ernsthaftigkeit, auf der Hemisphäre der geistigen Lustbarkeiten, da kennt es wohl nur den lausbübischen Klickeradomms-Ulk, nicht aber die Reize einer grazilen Dialektik, der selbstironischen Unterströmungen, des humorvollen Ausdrucks schier unüberwindlicher seelischer Zusammengesetztheiten. . . .

Balduin: Ich pfeife auf solche „Reize“. Ich will Wahrheit!

Fred: Anno domini 1781 erschien die „Kritik der reinen Vernunft“. Sie wiederholte zum erstenmal, was nachdenksamen Hellenen bereits zur Platitüde geworden war. Seit 1781 sollte zu dem unverwüstlichen Besitzstand jedes Gebildeten die Erkenntnis gehören, dass Wahrheit eine dem Geschlechte der Menschen unzugängliche Sache sei.

Balduin: Ach was! Du bist oberflächlich und, was schlimmer ist: ein Verächter gesunder Gemütsbewegungen. . . .

Fred: Ich bin ein Verächter gesunder Gemütsbewegungen. Denn ein ebenso gütiges wie grausames Geschick hat mir ein differenzierteres Hirn verliehen als den meisten und mich in die Lage versetzt, geniesserisch-schlürfendes, restlos-erlebendes Kind eines Zeitalters zu sein, welches an die höchsten Kulturen der Vergangenheit erinnert; welches zwar leider das Säculum der Sozialpolitik ist, aber Züge des sophistischen Jonien und des heliogabaleïschen Rom trägt.

Balduin: Du bist eine Erscheinung der décadence.

Fred: Auch das bestreite ich nicht. Es fragt sich bloss, sagt Alfred Kerr, ob die Abwärtser nicht die Aufwärtser sind! Wo willst du denn den Massstab hernehmen? Was heisst denn krank? Was heisst denn gesund? Es kommt alles darauf an, die Genüsse zu verfeinern und ihre Möglichkeiten zu vervielfachen.

Balduin: Auf harte, treue Arbeit kommt es an!

Fred: Das, Verehrtester, bedeutete den Paroxysmus der Kriecherei vor dem toten, blöden Stoff, ihm auch noch Treue entgegenzubringen! Herr der Gegenstände soll man sein, nicht ihr Sklave. Wir Skeptiker, denen es ausgeschlossen erscheint, hinter die Dinge zu kommen, da doch niemand über seinen eigenen Schatten zu springen vermag, da doch niemand die Tat tun kann, die erforderlich wäre, um seine Erkenntnis mit ihrem Gegenstande zu vergleichen: nämlich aus seiner Erkenntnis herauszutreten — wir Skeptiker sind die wahren Könige des Daseins. Wir lecken an allen Seiten der irdischen Chokolade; wir lecken, solange es uns schmeckt. So schätzen wir durchaus die erkennenden Wissenschaften, da ihr Studium eigentümliche Reize birgt: das Vergnügen etwa am durchgeführten Beweise, die Freude über psychologische Delikatessen, den sportlichen Spass begrifflicher Equilibristik. Wir lieben die Forschung ähnlich, wie wir die Kunst, den Champagner, die Freundschaft, die Isola dei Pescatori oder den Coitus lieben; als Genussermöglichungen, als Réservoirs von Lustquanten, als Einrichtungen zur Produktion niederster und erhabenster Wohlgefühle . . Auch Forschen und Wissenschaft ist uns nichts, wofern es uns nicht ein Stimulans zum Leben ist. — Ich gestehe dir ja zu: so lächerlich wie die Gelehrten-Einseitigkeit, die über politische Betätigung die Nase rümpft, genau so lächerlich ist jener artistische Dünkel, der das Forscherische, das Reflektierende, das Intellektuelle verspotten zu dürfen glaubt. Wie nämlich die Beschäftigung mit Politik, so kann auch durchaus die Beschäftigung mit Wissenschaft durch lebenserhöhende Kräfte geadelt sein: ausser den mehr ästhetischen Reizen, von denen ich sprach, etwa durch das Bewusstsein der Sieghaftigkeit; des Sieges über den „Grossen Krummen“, die brutale, träge, sich entgegenstemmende Masse; hier der kompakten Majorität, dort der dicken, stumpfen, noch chaotischen Materie . . . . Wer allerdings, anstatt um dieser imperatoresken Räusche willen, politisiert, um das Volk zu beglücken, oder forscht, um sein Wissen zu bereichern, — der ist in der Tat ein Flachkopf, ein Drittletzter, ein ridiküler Naïvus (obwohl seine Komik häufig der tragischen Note nicht entbehrt).

Balduin: Wieder mal eine deiner beliebten Paradoxieen!

Fred: Du findest diese Ansicht paradox? Ich finde sie eher trivial; so trivial, dass ich mich genieren würde, sie im Kreise meiner Intimen vorzubringen man würde gähnen . . .

Balduin: Du besudelst unsre heiligsten Güter. Du wagst es, in Abrede zu stellen, dass die echte Wissenschaft um ihrer selbst willen getrieben wird!

Fred: Wissenschaft als „Selbstzweck“ zu setzen — das ist ungefähr die stärkste Albernheit, die sich unsre toten und lebendigen Moraltrompeter geleistet haben. Wenn jemandes hervorstechendster Charakterzug Neugierde ist und er den Schatz seines Wissens um etliche Geschehnisse und Vorhandenheiten vermehren will, so soll ihn ja keiner daran hindern; wozu wären die facta bruta da, wenn es nicht Kärrner gäbe, die sie zusammenscharrten? Es existieren Sammler von Spazierstöcken, Sektpropfen, Briefmarken, Hirschgeweihen, Autogrammen und Hosenknöpfen, ich selber bin ein enragierter Sammler von Pinselstümpfen und unlogi-

schen Redewendungen —: warum sollte man den Sammlern der Rechtsaltertümer, der astronomischen, zoologischen und kunstgeschichtlichen Kuriositäten, der verschollenen Mundarten, der biographischen Daten, der überholten Theorien — warum sollte man ihnen gerade das Dasein verbieten? Indes, wo ein Sammler von Bleistift-Enden oder mittelalterlichen Urkunden in törichter Unverschämtheit den Modus seiner eignen Tätigkeit als Massstab für die Bewertung der Tätigkeiten andrer Leute setzt, das Sammeln zur sittlichen Forderung, zu einer Norm der wissenschaftlichen Moral erhebt, die des Sammelns Unlustigen als Minderwertige, „Unechte", Oberflächliche, Nicht-ernst-zu-nehmende proklamiert, — da hat jeder Aufgeweckte die Pflicht, diesen Mann, wenn nicht zu verlachen, so doch mindestens zu bekämpfen; denn er ist nicht mehr und nicht weniger als eine Gefahr; eine Gefahr für uns paar Dutzend Kultivierte; da sein Ethos platt und gemeinverständlich ist, hat er die besten Aussichten, die Mehrheit dafür zu gewinnen; und mithin droht eine neue Lebenserschwerung allen, denen es — um mit dem Meister der „Intentions" zu sprechen — wichtiger ist, sich an der Blüte einer Rose zu freuen, als ihre Wurzeln unter das Mikroskop zu bringen.

Balduin: Mir scheint, Fred, du hast in deiner blinden Wut zwei Strebungen des Intellekts durcheinandergeworfen. Ich will jetzt nicht mit dir darüber streiten, ob deine Verachtung dessen berechtigt ist, worin du Neugierde und Sammelsucht siehst und was ich, in Anlehnung an eine Horazische Formel, lieber geistigen „amor habendi" nennen möchte: — aber du darfst doch die Begierde nach positivem Wissen nicht verwechseln mit jenem unserer Gattung angeborenen Trieb nach Erkenntnis, welcher den Schopenhauer veranlasst hat, den Menschen als ein „animal metaphysicum" zu bezeichnen.

Fred: Darin hast du Recht. „Wissenschaft" — in dieses dialektische Schubfach darf man nicht nur die Tatsachen sammelnde, Materialien aufhäufende, positivistische Tätigkeit stecken, als deren Ausübende wohl „Gelehrte" heissen; sondern auch jene Aktivität des Geistes, welche all dieses Gewonnene in sich zu gliedern, zu kombinieren, zu kausalisieren, es in Beziehung zur menschlichen Seele zu bringen und die menschliche Seele wiederum in das Ganze der Erscheinungen irgendwie einzuordnen bestrebt ist. Diesen analytischen Versuchen, Klarheit zu finden über das Wesen des Ich und sein Verhältnis zur Aussenwelt, — diesen Versuchen hat man tatsächlich — aller Erkenntniskritik zum Hohn — gleichfalls das Etikett „Wissen"schaft aufgeklebt. Ich gestehe, dass ich sie der sammlerischen Betätigung durchaus vorziehe; denn sie entspringen keinem puerilen oder greisenhaften Triebe, sondern einem aduleszentischen, herrlichen, faustischen, und sie sind Auswirkungen von Persönlichkeiten, welche des Geistes primäre Stufe längst überschritten haben, wenn sie auch seine letzte Kultur noch nicht erreicht.

Balduin: Nun, welches Stadium erscheint dir denn als die „letzte Kultur" des Geistes?

Fred: Ich äusserte vorhin: wer forscht, um sein Wissen zu bereichern, sei ein Flachkopf. Da lachtest du und hieltest das für ein Paradoxon. Warum? Weil es ein heftig akzentuiertes Ergebnis ohne Begründung war. Du denkst langsam, du bist ein wenig, was ich eine agrarische Intelligenz zu nennen pflege; aber, lieber Freund, du bist nicht ganz so borniert und uneingeherisch, wie die Mehrzahl deiner Fachkollegen und die sonstigen Herren von der genetischen Weltanschauung: und darum verlor ich nicht den Mut und brachte dir ein grosses Opfer: ich opferte den Esprit und wurde dafür pädagogisch; ich gab den mir so lieben Gestus des Aphoristischen für die „Vollständigkeit" hin. Es fällt mir schwer — aber da ich von meinem, der Propaganda feindlichen Grundsatze nun einmal abgewichen bin, will ich schon in dieser unkünstlerischen Weise fortfahren. — Sieh, des Geistes letzte Kultur ist jenes hohe Plateau, von dem der Sucher ins Unendliche starrt, der Fragende die letzte ungeheure Antwortlosigkeit aus blauleuchtenden Nebeln saugt; dann nicht voller Verzweiflung zum Gift greift oder die Kutte nimmt; sondern, fröhlich tanzend über die Gipfel hin, herzlich erfreut, zwar nicht die „Wahrheit", aber eine neue wundersam-feine Genussart gefunden zu haben (ein entzückendes und höchst standesgemässes Spiel des Geistes) — je nach Laune weiterhin sich sucherisch betätigt oder den andern bunten Freuden des Erdelebens sein Antlitz zuwendet.

Balduin: Aber widerwärtig sind mir die Gläubigen des „Ignorabimus", die nichtsdestoweniger weiterwursteln; sie glauben, die Unmöglichkeit des Erkennens eingesehen zu haben, kauen aber fort und fort am erkenntniskritischen Problem, und aus ihren Mundwinkeln fliesst der skeptizistische Speichel.

Fred: Ich danke dir aufrichtig für dieses geschmacklose Bild; es bewahrte mich davor, weihevoll zu werden. — Uebrigens teile ich deinen Ekel, wofern diese Gläubigen noch innerlichen Ernstes sind; ich teile ihn nicht, falls sie posieren. Es läuft schliesslich darauf hinaus, ob sie zu den tiefen Dingen als zu etwas Pathetischem oder als zu etwas Sensationellem stehen. Höchste Kultur ist es, zu den tiefen Dingen als zu etwas Sensationellem zu stehen. Wie nannte man's doch im „Klub der Autarkiden"? — „Gemütliches Unterbewusstsein" nannte man's. Wer das gemütliche Unterbewusstsein besitzt, der darf sich allen Dingen des Daseins hingeben, von der Statistik bis zum Neoimpressionismus, vom Pfirsich à la Melme bis zur Kategorieenlehre, ohne dass jemand das Recht hätte, ihm den Vorwurf der Flachheit oder den Vorwurf der Verkafferung zu machen, jene beiden Lieblingsvorwürfe unter den kultivierten Menschen . . . . .

Während ihr stets sucht, ohne je zu finden, wird er stets finden, ohne gesucht zu haben; denn nicht auf Bausteine, sondern auf Erlebnisse kommt es ihm an. Kunstheiter und dogmenlos, mein Balduin, wird er durch die Gefilde wandeln und nehmen, was ihm begegnet; zwar nicht wahllos-offenporig wie ein Schwamm alles in sich einziehen, aber prüferisch wie ein Gourmet die Realitätchen auf die Zunge legen und — je nach Befund — hinunterschlucken oder ausspeien.

Balduin: Da wären wir ja wieder in die Nähe der „irdischen Chokolade“ geraten.

Fred: Das wären wir; très bien; und auf einem ganz anderen Wege. — Vielleicht beginnt dir nun ein Licht darüber aufzugehen, welches eure „heiligsten Güter“ sind. Vielleicht begreifst du nun allmählich, wie beschränkt euer wahrheitssucherisches Pathos, wie hohl eure Moral der „harten treuen Arbeit“ und wie platt eure Verdonnerung der ästhetizistischen Lebensansicht ist.

Balduin: Aber der sittliche Ernst —

Fred: Ein Götze, den heute nur noch der Oberlehrer anbetet und wer seines Geistes ist.

Balduin: Aber die Akkuratesse, die Exaktheit —

Fred: Handwerkertugenden; unentbehrlich in allen technicis, im Praktisch-Nützlichen; unerlässlich für Tischler, Notare, Chirurgen und Maschinenbauer —: Denkern und Gestaltern nur eine Fessel! — Sieh hier den Band, den ich gerade bei mir führe, die „Gaya Scienza“; ich will dir eine Stelle daraus vorlesen, die meinen Gedanken viel kraftvoller wiedergibt, als ich selber es tun könnte; da steht unter dem Kennwort „Wissenschaft als Vorurteil“: „— wie? wollen wir uns wirklich das Dasein zu einer Rechenknechtsübung und Stubenhockerei für Mathematiker herabwürdigen lassen? Man soll es vor allem nicht seines vieldeutigen Charakters entkleiden wollen; das fordert der gute Geschmack, meine Herren, der Geschmack der Ehrfurcht vor allem, was über euren Horizont geht! Dass allein eine Welt-Interpretation im Rechte sei, bei der Ihr zu Rechte besteht, bei der wissenschaftlich in eurem Sinne (— Ihr meint eigentlich mechanistisch?) geforscht und fortgearbeitet werden kann, eine solche, die Zählen, Rechnen, Wägen, Sehen und Greifen und nichts weiter zulässt, das ist eine Plumpheit und Naivetät, gesetzt, dass es keine Geisteskrankheit, kein Idiotismus ist . . .“

Balduin: Aber der Fleiss, die Emsigkeit —

Fred: Emsigkeit kommt von Emse und ist demnach eine Eigenschaft der Ameisen, eine Eigenschaft der Kulis; auch der wissenschaftlichen . . .

Balduin: Wo wären wir ohne die?!

Fred: Das will ich dir sagen: In einem freieren Lande, in einer frischeren Luft und in einer mit weniger Ballast beschwerten Kultur! — Sie haben es bewirkt, dass ungestraft Nüchternheit für Bedeutsamkeit ausgegeben werden kann; dass man Wissen mit Können, Fleiss mit Begabung verwechselt; dass man Vollständigkeit für ein Zeichen von Tiefe hält, das Sprühende, Springende, Blitzende aber für ein Merkmal der Oberflächlichkeit. Stellt man nicht darum Windelband über Nietzsche oder Gottfried Keller über Peter Altenberg? Zerrt man nicht diese moralischen Vorurteile in den Kreis der schmückenden Künste sogar? Zieht man das Meissner Genre als das sozusagen solidere nicht der neuen französisch-skandinavischen Kleinplastik vor, den preussischen Pedanten Menzel dem sensationierenden Westeuropäer Evenepoel? Gilt nicht einer für einen Phraseur, falls er seine eigene Sprechweise, — für einen Luftikus, falls er Ueberblick, — und beinahe für einen Schuft, falls er Esprit hat? . . . . Aber lassen wir die lauten Worte, die komplizierte Psychologie und den ganzen verdammten Intellektualismus, Balduin. Erzähle mir lieber von den Abenteuern deiner letzten Forschungsreise; wichtiger als das Leben zu analysieren ist: es zu leben. Sprich mir von den brennend-roten Hibiscusblüten, die Claude Farrère so liebt; sprich mir von arabischem Sternenhimmel, von gertenhaften Hinduknaben, von den Silberfüssen der Annamitinnen, von allen Orgien des Ostens, den Dionysien eines farbenprächtigeren Erdteils. Sprich mir davon. Denn, wie Lord Henry Wottons letzte Weisheit lautet: „Nur über den Genuss lohnt es, Theorien zu haben.“

Kurt Hiller.

Das Theater als Raum.

Wie man in unserer theatralischen Zeit auch über das Theater denken mag, das Eine steht fest: Wir wollen im Theater einen Raum besitzen, in welchem wir uns heimisch fühlen, in welchem wir einige Stunden der Behaglichkeit — Behaglichkeit im höchsten Sinne — zubringen können. Dass diese Forderungen heutzutage immer mehr beachtet werden, ist ein Zeichen dafür, dass endlich einmal auf die wahre Bedeutung des Theaters als Stätte des Genusses par excellence Wert gelegt wird. Die antike Form des reinen Amphitheaterbaues kann für die modernen Ansprüche garnicht in Betracht kommen.

Je vielfältiger der Inhalt der Stücke ist, um so mehr muss eine Spezialisierung der Theater eintreten, da nach dem Genre, welches ein Theater pflegt, der Raum als solcher ein wesentlich verschiedenes Gepräge zu tragen hat. Ein Unding wäre es, wollte der ausführende Künstler ein Opernhaus genau nach demselben Schema bauen, welches ihm für eine Stätte der Posse, des Schwankes vorschwebt. Es sind tatsächlich derartige Missgriffe gemacht worden. Für ein Theater, dessen Repertoire aus Dramen, schweren Opern etc. sich zusammensetzt, verlangt der Besucher monumentale Grösse, den Eindruck des Wuchtigen und Majestätischen,

mit gediegenen, strengen Formen, so wie sie uns vielleicht die Antike und die Renaissance bieten; nur dann, wenn wir fühlen, dass der äussere Charakter des Raumes seine wahre Bedeutung wiederspiegelt, wird in uns das Gefühl völliger Harmonie ausgelöst.

Ohne weiteres eröffnet sich in der räumlichen Gestaltung der Unterschied zwischen den Stätten des heiteren und ernsten Kunstgenusses. Für ein Theater mit dem Repertoire der Operette, der Posse und des Schwankes wird sich nur die leichte gefällige Form der Architektur dem Sinn des Ganzen anschmiegen. Die schwellenden Formen des Barock und die verschlungenen graziösen Linien des Rokoko, gepaart mit dem duftigen Farbenspiel Gemälde Watteauscher Art, selbst der Jugendstil gibt dem Künstler und Architekten genug Mittel an die Hand, um dem Raum die richtige Prägung aufzudrücken. —

Wenn hier verschiedene Ausdrucksmittel des Künstlers angegeben werden, so soll damit beileibe kein Schema aufgestellt sein. — Kein Stil hat Ewigkeitswert. — Stil ist etwas, das täglich neu erfunden werden muss, weil es trotz ewiger Grundsätze täglich neuen Bedingungen unterliegt, und demnach neue Formen annimmt. Das allein ist lebendiger Stil. Dem Künstler ist jede Ausdrucksform vergangener Zeiten und jeder neue Stil für seinen Zweck dienlich, wenn er ihm nur zur Charakterisierung des Raumes dient. Sein wertvollstes Mittel ist die Psychologie, die jeder Künstler in seiner Weise braucht.

Bei der Gestaltung des Theaters treten der Maler und der Architekt in den Vordergrund, der Maler hat die Psychologie nötig, um in die Kennerschaft der Menschenseele, die er uns auf die Leinewand projiziert, einzudringen, um in der Wahl der Farben und der Disponierung der Fläche uns den Eindruck zu übermitteln. Der Architekt, um durch den Wechsel zwischen Hell und Dunkel die plastische Wirkung und in der Proportion die Charakterisierung vorzunehmen. Diese Mittel sind nicht mehr artistischer Natur, sondern ein Eigentum des Künstlers, sein Erfindungsreichtum. Es ist z. B. durchaus nicht immer erforderlich, einen Theaterraum in lichten Farben zu halten. Im Gegenteil, das neue Hebbeltheater hat das Braun als dominierende Farbe; dunkle Inkrustierungen bilden den Schmuck und bringen trotzdem einen einheimelnden und erhabenen Eindruck hervor.

Der Eindruck des Behaglichen stellt sich sofort ein, wenn die Ausdrucksweise des Künstlers dem Laien keine Rätsel aufgibt. Wir finden Plastiken, die zu Gemälden werden, Bilder, die zu Stickereien werden. Es mag ja dieser Mischmasch kapriziös zu nennen sein, für den künstlerischen Gesamtcharakter ist jedoch eine solche Anhäufung von ästhetischen Zufallsformen bedenklich zu nennen. Die künstlerischen Formen sind die letzte Weisheit des künstlerischen Ringens um die Wiedergabe der Natur und um deren Vermittlung an die Scharen der Geniesser. Darum dürfen sie in ihrem Kern für unantastbar gelten, wenn auch die äussere Form dem Zufall unterworfen bleibt.

Der moderne Mensch wünscht innere Behaglichkeit und noch grösseres Aufgehen in dem Genuss. Die Intimität des Raumes soll für ihn so weit zur Geltung kommen, dass er, wie in seinem eigenen Salon sich fühlend, das Spiel der Bühne an sich vorüberziehen lässt. Dieser Gedanke hat die Kunstwelt in den letzten Jahren rege beschäftigt. Aus ihm heraus sind die Cabarets und als schönste Verwirklichung die Kammerspiele entstanden. Der gestaltende Künstler stösst bei der Ausführung einer solchen Idee aut wesentliche Schwierigkeiten. Anders wie bei sonstigen Aufgaben hat er hier mit Diskretion die Stimmung des Raumes zu charakterisieren. Auch für das Cabaret, als wirkungsvoller Raum für den Einzelvortrag angesehen, verlangt man raffiniertere künstlerische Abstimmung. Dass deren Duft nur selten über solchen Räumen ausgebreitet liegt, ist wohl mit ein Grund für die geringe Beliebtheit dieser Veranstaltungen. Wir haben künstlerische Bestrebungen, die unsere Wohnungen nach den Erfordernissen der Zweckmässigkeit und Behaglichkeit umwandeln wollen, sie können als natürliche Basis für die Ausschmückung jenes Raumes dienen, in dem mehr als in jedem andern der Reiz intimer Wirkungen das Szepter führt. Denn eine solche Anlage, wie es die Kammerspiele bilden, soll nichts weiter sein als ein Salon des ancien régime, der nach den Erfordernissen der Modernen umgewandelt ist.

Von den Gesichtspunkten unserer Untersuchung ausgehend, lässt sich der heute herrschende Zwiespalt, ob Rang oder Amphitheater der Vorzug gebühre, ohne weiteres lösen. Es ist klar, dass ein rangloses Theater mit seinem ausgedehnten Parkett den Eindruck des Weiten, Gestreckten hervorruft, während der umrahmende Rang den Abschluss des Parketts bildet. Die Anlage der Ränge selbst gibt dem Raume die Vertikale, die Proportion der Höhe, zugleich bietet sie auch den Charakter einer geschlossenen Anlage. Wenn also nicht schon akustische Forderungen auf die Ausbildung bestimmend einwirken, so wird der Besucher von den Theatern, welche den Eindruck des Imposanten hervorrufen sollen, wie z. B. dem Opernhause, sicherlich eine möglich innige Einschliessung des Parketts verlangen. Der ganze Aufbau der Ränge, mit ihrem reichen Wechsel von Licht und Schatten, geben ihm ein geschlossenes Bild und lösen ein Gefühl der Erhabenheit aus, das mit dem Stück auf der Bühne im Einklang steht. Das glänzendste Beispiel hierfür liefert die Mailänder Scala.

Welche der beiden Anordnungen für ein Theater anderen Genres vorzuziehen ist, lässt sich nur nach dem Zwecke entscheiden. Das Postulat des Natürlichen, Zweckentsprechenden, dessen Erfüllung das Gefühl der Behaglichkeit auslöst, wird hier massgebend sein. Für

solche Stätten, welche Stücke schweren und wuchtigen Inhalts, wie Dramen, Schauspiele, Tragödien etc. auf ihren Spielplan setzen, ist wohl die gebundene Anlage mit ihren Rängen und Mittelparketts natürlicher, weil der Eindruck mit dem des Stückes harmoniert. Auch die Posse, der Schwank, das Lustspiel gehören sicherlich in einen Raum mit ausgedehnter Basis und geringer Ranganordnung. Man halte sich immer vor Augen, dass Räume dieser Art nicht gross sind und dass gerade ein Zuviel des Ausbaues, wie z. B. beim Theater des Westens, sich auf Kosten der Akustik und der Annehmlichkeit bitter rächt. Dagegen ein langgestrecktes Parkett muss den Eindruck der Langeweile und der Eintönigkeit wachrufen. Der Baumeister des Schiller-Theaters von Charlottenburg hat auch diesen Eindruck sicherlich gehabt, wenn er, selbst in Vertretung der amphitheatralischen Idee, trotzdem nicht den Rangabschluss entbehren kann. Je intimer jedoch der Charakter der Stätte wird, um so mehr kann sie der Ränge entbehren. Sie wird dieselben sogar ganz verwerfen, wenn es sich um einen Raum etwa wie die Kammerspiele handelt.

Die Frage, ob und in welchem Masse das Foyer seine Ausbildung erfahren soll, ist heute mit ganz richtigem Gefühl zugunsten des Foyers entschieden worden. In jedem Falle aber stellt der Besucher die Forderung auf, dass die Eindrücke, welche er von diesen Räumen empfängt den Anforderungen der Zweckmässigkeit und Behaglichkeit genügen. Ein Saal, wie das Foyer, muss zur Bildung von besprechenden Gruppen ohne weiteres geeignet sein. Je ungenierter und ungehinderter sich dieses Zusammenschliessen entfalten kann, um so besser tritt das Gefühl des Heimischen zu Tage. Es liegt auf der Hand, dass die Anbringung von Nischen, Ein- und Ausbauten, diesen Anforderungen am besten Rechnung tragen kann: Um so mehr, als in den Logen die natürlichen Nischen vorhanden sind. Diese zu vermehren und dem Foyer trotz aller Pracht einen intimen Charakter aufprägen, ist noch eine Aufgabe, die ihrer Erfüllung harrt.

Gerade der Theaterbau ist ein Gebiet, von welchem in künstlerischer Hinsicht eingehendere Belehrungen ausgehen können. Der ausführende Künstler muss deshalb seiner Ausgestaltung die ganze Aufmerksamkeit zuwenden, damit das Theater dem Besucher, der aufnahmefähig seine Räume betritt, in jeder Hinsicht, nicht zum mindesten als Raum, ein Tempel der Musen werde. —

Adolf Neisser.

Von Mir und vom Ich.

Motto: Seltsam, wie hier der Verstand
An mir hämmert, an mir hirnert,
Selbstsadistisch arrogant,
Selbst den Stirner unterstirnert.

Cogito ergo sum: Das Denken ist kein Beweis für das Ich, sondern das Ich ein Postulat des Denkens.

Ein Bild und eine Erfahrung: Am fernen Ufer singen die Sirenen. Wohl weiss Odysseus, Lüge ist es, was die Dichter von ihren blutgierigen Vogelkrallen berichten. Hold und lieblich wäre es, bei ihnen zu wohnen. Er sehnt sich hinüber.

Aber Glied um Glied ist er am Maste seines Schiffes angekettet. Nicht von Freunden, die uns ja so oft vom Schönsten entfernt halten — um unseres Besten willen —! Vergessene Wünsche, längst schal gewollter Wille, törichte Knabensehnsucht — daraus ist seine Kette geschmiedet, die unsichtbare unzerreissbare, die bei jedem Aufbäumen tiefer in sein Fleisch einschneidet. Der Fessel des nordischen Feuergottes vergleichbar.

Und am Steuer sitzt der Traum seiner selbst, der lang schon tote.

Du sagst: „Lieber der Sklave eines Menschen, denn der Halbaffe einer Idee!“ Schön. Wie steht es mit dem Halbaffentum der Ichidee?

Ein anderes bin ich, der ich bin (Ur-Ich),
Ein anderes das Ich, das ich denke (Ich-Idee).

Oder: Das Urich = Postulat des Denkens
Die Ichidee = Objekt des Denkens.

Die erste Gleichung: das entschleierte Bild von Sais.
Die zweite Gleichung: der schimmernde Schleier des Grausigsten.

Und da kam der Pedant der Innerlichkeit und schrie mich an: Was tust du den Mund auf, du Unheiliger! Weisst du nicht, dass das Wort den Gedanken nicht formt, sondern umformt! Dass es den glühenden Strom des Schmerzlichsten und Freudigsten zu buntem Glaswerk erstarren lässt?

„Das Wort ist ein eigenwilliger Herr. Warum begiebst du dich unter seine Herrschaft?"

Ich antwortete: „O Prophet! Wahrlich, du bist ein König ohne Kamarilla! Wohl beherrscht mich das Wort. Aber es ist nicht mein Herr. Es ist mein Scherge."

„Wissen Sie übrigens, wer der Pfeil der Eleaten ist, von dem die Schulmeister so Wunderliches berichten? Der traf und sich doch nicht bewegte, der flog und doch ruhte? Der Pfeil ist das Wort."

Das Wort als Scherge. Oder: Die Sprache ist die Bureaukratie der Seele.

Ebensowenig wie man in Worten zu denken braucht, braucht man in Worten zu dichten.

Man braucht wahrscheinlich die Idee zum Kunstwerk, wie den Bast zum Kränzewinden. Aber der Bast ist selten das Schöne am Kranz.

Im Kunstgewerbe erfüllt die Zweckmässigkeit die befruchtende Funktion der Idee.

Für den Dichter ist die Denkkraft auch ein Sinn.

Auch die Freude an Sich selbst — an der Ichidee — ist ein poetisches Erlebnis.

Wünschen ist Selbstpoetik.

Der Genusswert der Philosophie, jeder indirekte, jeder eingebildete Genuss, jede Macht- und Tatenfreude ist in der Ichpoetik begründet.

So ist die Beziehung zwischen Kunst und Leben wieder hergestellt. Denn Kunstwerk am Kunstwerk bildet sich das Leben an der Dichtung und die Dichtung am Leben. Wie sich Fackel an Fackel entzündet.

Der ästhetische Ichthyosaurus sucht ein festes — also begreifliches Verhältnis zu seiner Ichidee.
Er erzieht sich Eigenschaften an. Die kann er sich merken. Da weiss er, was er an sich hat.

Er wird zum Charakter, zur Persönlichkeit, zum Original.

Wir aber sind uns in jedem Augenblick ein Anderes, stets Unbegreifliches.

Wir fühlen Uns, ohne Uns zu definieren.

Er wird zum Halbaffen seiner Ichdefinition.

Wir werden uns zum Dämon.

Es gibt kein höheres Dasein, als das Unbegreifliche, und Homer ist sein Prophet.

Hans Davidsohn.

Postskriptum des Magiers:

Galgenlied.

Das Ur-Ich und die Ich-Idee
Gingen selbander im grünen Klee:
Die Ichidee fiel hin ins Gras,
Das Ur-Ich wurde vor Schreck ganz blass.
Da sprach das Ur- zur Ichidee:
„Was wandelst du im grünen Klee?"
Da sprach die Ichidee zum Ur-:
„Ich wandle nur auf deiner Spur." —
Da, Freunde, hub sich grosse Not:
Ich schlug mich gegenseitig tot.

H. D.

Der vermummte Herr.

Kopfschüttelnd las ich dereinst, was Alfred Kerr über die letzte Szene in „Frühlings Erwachen“ schrieb. Kerr, der Augur, der Vermittler zarter und distinkter Sensationen; et pourtant: von der tiefen und starren Grösse dieser Schlussszene kaum ein Hauch —. (Von den anderen Resonatoren darf ich schweigen. Vom Verständnis des Publikums ebenfalls.)

Kritik ist schliesslich doch auch ein soziologischer Faktor. Und einem Publikum muss Frank Wedekinds Innerlichstes zum Verständnis gebracht werden. Mag auch im Popularisieren ein Herabziehen liegen: — ich fühle die Notwendigkeit, über die Schlussscene des Dramas einiges Wesentliche zu sagen.

Eine Pause. — Dann hebt sich der Vorhang. Ein Kirchhof (von geschmacklos romantischer Wildheit; Reinhardt lässt sogar den Wind pfeifen). Und vor dem Grabe Wendlas wälzt sich Melchior, der aus dem Korrektionshause entsprang.

Er ist ganz zerbrochen.

Zerbrochen hat ihn eine einzige dumpfe Frage, in die sein bisheriges Erleben ausklang; die Frage nach dem Sinn des Daseins; nach dem Sinn des Da-Seins —, auf die sein Verstand ihm nichts, sein Leben ihm kompleten, lächerlich-traurigen Widersinn zur Antwort gab. —

Die Stimmung droht einen Augenblick ins Sentimentale überzuschlagen; doch das ist nur ein Hauch. Melchior hat seine Brücken hinter sich abgebrochen; nicht Angst ist es, noch Mitleid mit sich selber, das ihn durch die Nacht treibt. Ueber die Abgründe, die in jener Frage liegen, ist er schon hinweggeschritten; er besitzt das Achselzucken, das die Antwort des bewusst lebenden Menschen ist. Noch wälzt er sich vor dem Grabe Wendlas, vom letzten, rohesten Fusstritte seines Geschicks getroffen —: da beugt sich über ihn die im Dunklen unsicher umrissene Gestalt des vermummten Herrn. Maske, Zylinder, Spazierstock. Und wie unsichtbare Fäden zieht es sich herab von den Fingerspitzen der mattweiss leuchtenden Glacés zu dem zuckenden Körper am Erdboden.

Der rafft sich auf. Ueberlegt. Er, der absolut Leere, der ins Nichts Starrende, — wie soll er sein Dasein fortan einrichten. — Alles, was ist, ist Widersinn, zwecklos, belanglos; — ja, aber was nun? was nun — —? — — — —

Aus dem Grabe heraus wird ihm Antwort. Die etwas verschleierte, aber soweit ganz vergnügte Stimme seines toten Freundes Moritz Stiefel ruft ihn an. —

Wie, Moritz, den Kopf unter dem Arm? — Nun ja, warum denn nicht? Mach's ebenso, Melchior! Wirklich; reiche mir die Hand und komme mir nach! Die Perspektive von hier aus ist eine ganz famose. Man lacht, lacht über das Dasein, die Menschen, Sinn, Unsinn, Ethos, Pathos und was weiss ich sonst. Man lacht über den ganzen Unfug, verächtlich grinsend, behaglich. Man sitzt bald hier, bald da auf Kirchtürmen und Gipfeln — einsam auf Gipfeln — und spuckt von oben runter. Oder man liegt in der Tiefe und wärmt sich an seiner Verwesung. Es ist tatsächlich ganz amüsant. — Melchior: Ja, aber was habe ich denn davon? — Der Andere: Nun, zumindest das Gefühl der Erhabenheit, des Schwebens über den andern. Denke: man lacht über das Leben! Es ist unser Untertan, nicht wir die seinen. Wir pfeifen auf alles; und so können wir alles. — Melchior: Alles? Auch vergessen? — Der Andere: Gewiss, warum denn nicht? Schlag ein, Melchior! — Und Melchior streckt die Hand aus. Da — — —

Einen Augenblick. Ist es wirklich der Tod, der dem am Leben Verzweifelnden seine „zerbröckelnde“ Hand hinstreckt? Und ist es das Leben, das ihn hinter der Maske doch wieder in neue Weiten lockt? (So meinte Alfred Kerr.)

Gewiss; das Suicid ist ein psychologisch denkbarer Ausweg aus der schmerzhaften Leere dieser Melchior-Stimmung. (Wir gedenken des Otto Weininger, des Walter Calé und anderer junger Kulturmenschen in unseren Tagen.) Wie soll ich, der ich dem Nichts gegenüberstehe, mein weiteres Leben einrichten? Auf diese Frage lautet sicherlich eine Antwort: Garnicht. —

Und diese Antwort klingt auch aus dem blassen Totenantlitz unter dem Gespensterarme mit herauf.

Aber das ist nicht das Wesentliche. Nicht das ist es! Die Selbstmörder-Anschauung ist etwas Sentimentales, Unfertiges, etwas Vorletztes (— pour ainsi dire).

Ein Freund, der es liebt, in seinem Schaffen mit Strindberg verwechselt zu werden, prägte folgendes gute Aphorisma: Es gibt fünf Stufen weltanschaulichen Erlebens: die idiotische, die dogmatische, die der Lebenslüge, die selbstmörderische, die grinsende.

Die Selbstmörder-Anschauung ist etwas Vorletztes. Man braucht sich nicht gleich somatisch über das Dasein hinwegzusetzen; es ist genug, wenn man es rein innerlich zu tun vermag. Und so hat Frank Wedekind symbolisiert: die vergnügte Leiche mit dem Kopfe unter dem Arm, das ist der, welcher sich darüber hinweggesetzt hat, der mit sich und Welt abgerechnet, abgeschlossen hat. Nun lacht er; er grinst und kommt sich ungeheuer erhaben über das Leben vor. Auf Kirchtürmen sitzt er und spuckt von oben herab; so kultiviert er sein Selbst. (Ich meine das ohne alle lächerlich-ethische Ironie.) Impotent, aber vor sich selber Genie; in der Pose der grossen Verachtung; wohl bewusst des eignen Schwindels, den er mit seinem Ich sich vormacht; im Innersten seine Inkonsequenz selber begrinsend und verachtend; aber — immerhin —. Das

ist der Grinsende: Moritz Stiefel. Der sich an der eigenen Verwesung wärmt. Der sogar zu vergessen fähig ist — mit der vergnügten Nebenempfindung: warum denn nicht? — — — — —

Da spricht der vermummte Herr und setzt hinter die fünf Stufen meines Pseudo-Strindberg eine sechste. Die letzte Weltanschauung spricht, die zu Ende gedachte. Frank Wedekind spricht; zu Moritz Stiefel: Was prahlen Sie mit Erhabenheit? Saure Trauben! (Mit ganz eigenartiger Stimme sagt Wedekind das; mit so unirdischer, ausserirdischer Schwerelosigkeit; unlaut, gleichgültig; absolut alles durchschauend. So müssen diese Worte gesprochen werden diese apathisch-tiefen Sätze. Und doch glaube ich nicht, dass irgend einer diesen Sprechstil gefunden hätte; selbst Sauer wohl nicht. Wer schrieb doch da, Wedekind sei ein Dilettant!) Was prahlen Sie mit Erhabenheit? Schwindeln Sie gefälligst nicht! Schauen Sie doch mal, wie Sie aussehen; pfui Teufel! Scheren Sie sich fort und belästigen Sie uns nicht durch Ihren — Grabgestank!

Und der Spuk duckt sich. Das ist es: im Grinsen liegt ein Trotz-alledem-immer-noch-nicht-überwunden-haben! Das Grinsen ist ein bewusster Schwindel! — Der Spuk muss sich ducken.

Der vermummte Herr aber spricht weiter, zu Melchior gewandt: Komm mit, Kind. Iss mal zunächst ein anständiges Abendessen. Das ist sehr wesentlich. Es gibt nichts, das jetzt wesentlicher wäre. Folge mir; diese ärgerliche Stimmung wird sich schon geben; es kommt nur auf den Standpunkt an, den man zu ihr einnimmt. Und den kannst du dir doch wählen. Wenn du solche Geschichte richtig betrachtest, so steckt im Grunde immer irgend eine ungeheuer alberne Belanglosigkeit dahinter; — unsinnig, wie der ganze Ablauf der Dinge. Werde gleichgültig, so wirst du nie ein Opfer zu bringen haben. Im übrigen: geh doch mit dem Geschehen mit; schaue, geniesse, sei du selber oder auch nicht du selber, wie dir's beliebt; folge mir und ziehe dann die Bilanz; wollen sehen, wie sie ausfällt. Nicht über dem Dasein stehen, sondern, wie du willst, bald in ihm, bald ausser ihm; Genuss, Bewusstheit, Apathie, unendlicher Wechsel; nicht nur und immer grinsen: ab und zu lachen oder lächeln; — gleichviel; jedenfalls: Leben! — — —

Und Melchior folgt dem vermummten Herrn — zum Abendessen.

— — — — —

Solches deucht Euch „papieren", Ihr Herren Kritiker?

Hingesetzt ist es mit eindrucktiefer Starrheit.

„Phantastisch," sagt Ihr?

Es ist zu Ende gedachte Selbstverständlichkeit.

Aber: gestaltet! Es ist eine Schöpfung! — Das Erlebnis dieser Szene ist mir unauslöschlich. —

Seit Ibsen ist so Tiefes nicht gestaltet worden. Aber Ibsen war — normaler, mehr — Sozialisator (sozusagen). Frank Wedekind steht ausserhalb dieser Welt. Den Kampf, den er da schuf, hat er ganz erlebt (natürlich!); Melchior: das mag er sein. Er ist ein letzter Mensch.

Aber auch Augurn haben soziale Instinkte; auch Gleichgültige haben, scheint es, unterbewusste Sehnsüchte nach Eroberungen; darnach, verstanden — oder auch verlacht zu werden. Dann gestalten sie, dann spielen sie sich selber. Inkonsequenz? Nun ja: aber warum auch nicht? —

Alfred E. W. Herdar.

Aus dem Inhalt:

Verantwortlich für die Herausgabe: Dr. Curt Calmon, W. 50, Nürnbergerstr. 69a.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW. 19.